

Schrecklich, überall diese Mädchen in Miniröcken!

Sybil Gräfin Schönfeldt lehrt uns Manieren

Der Begriff „Anstand“ wird derzeit gerne und oft bemüht und im Zusammenhang mit Politik sowie Wirtschaft ziemlich weit gedehnt. Die Rücksichtslosigkeit und der Verfall der Moral sind Themen, die die Autorin Sybil Gräfin Schönfeldt indes schon lange beschäftigen. Sie hat sich mit Titeln wie „Knigge für die nächste Generation“, „Von Menschen und Manieren“ oder „Gutes Benehmen gefragt“ sowie ihren journalistischen Arbeiten einen Namen als Expertin für Stil und Etikette gemacht. Auf dem publizistischen Feld des richtigen Handelns und der guten Lebensart streitet die inzwischen Einundachtzigjährige allerdings nicht alleine. Der Buchmarkt wird überschwemmt von Ratgebern für Internet, Büro und Alltag. Von ihnen erhofft man sich, dass sie die Benimmllücken schließen, die überall aufklaffen. Dazu bedarf es allerdings weit mehr als krude Regeln zum Auswendiglernen. Sie können soziale und kulturelle Kompetenz natürlich nicht ersetzen.

Handys, die selbst auf Beerdigungen klingeln, Ellenbogen auf dem Tisch oder rüpelhaftes Verhalten in der S-Bahn. Es scheint, als hätten wir Deutschen die Knigge-Kur sehr nötig. Tatsächlich sucht kein Volk so häufig den Rat in den Benimmfibel wie die schon bei Luther kräftig rülpfenden Teutonen. Nach einer Umfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach zählen für 87 Prozent der Deutschen Höflichkeit und gutes Benehmen wieder zu den wichtigsten Erziehungszielen. Die sogenannten soft skills sind entscheidende Faktoren im Bewerbungsgespräch und Schlüssel zum gesellschaftlichen Erfolg. Gleichzeitig genießen geschliffene Manieren in Deutschland einen zweifelhaften Ruf, gelten vielfach als Form ohne Inhalt.

In ihrem Buch „Anstand“ versucht Gräfin Schönfeldt darum, Höflichkeitskonventionen auf ihren Ursprung zurückzuführen. Sie liefert eine Kulturgeschichte der Werte, in die sie sowohl ihre eigenen Erinnerungen einwebt als auch historische Ereignisse. In geistreichem Plauderton spannt sie den Bogen vom Barock als Geburtsstunde der definitiven Form bis heute. Sie verweist auf historische gewachsene kulturelle Unterschiede wie den zwischen der französischen „contenance“ als einer stark verinnerlichten Haltung und der britischen „politeness“, dem Wortsinns gemäß ein eher oberflächlicher Schliff.

Dabei zieht es die Autorin immer wieder in die Alltagskultur vergangener Zeiten, in denen Anstand und Würde noch etwas galten. Gräfin Schönfeldt wuchs nach dem Tod ihrer Mutter bei den Großeltern auf, deren traditionelle Werte sie prägten. Nostalgisch blickt sie auf die stark normierten Umgangsformen dieser Zeit zurück. Durch Kriegswirren und die Vertreibung aus den angestammten Vaterhäusern hätten sie ihre Gültigkeit verloren. Einzug hielt dafür der rauhe Ton der Kriegsjahre. Schönfeldt schildert dies anhand ihrer Ergebnisse im Reichsarbeitsdienst, zu dem sie mit siebzehn Jahren eingezogen wurde. Sie macht keinen Hehl daraus, dass auch ihre eigenen moralischen Maßstäbe einer schlechenden Veränderung unterlagen und sie sich dessen erst später bewusst wurde. Dann nämlich, als sie in den Nachkriegsjahren eine Vorlesung von Nicolai Hartmann über Ethik besuchte. „Ich begriff, welche Barbaren wir geworden, welche fragwürdigen, deformierten Werte uns als Normalgut empfohlen worden waren“, schreibt sie.

Statt allerdings um ein neues Wertesystem zu ringen, habe man in Deutschland den Vorkriegsnormen wieder Gültigkeit verliehen – die dann in spießige Förmlichkeit abdrifteten. Das Unbehagen an jener unaufrichtigen Regeltreue, das sich später im antiautoritären Protest niederschlug, klingt auch bei Gräfin Schönfeldt durch. Sie kommt allerdings zu einem ganz anderen Schluss als die Werterevolutionäre der sechziger Jahre, die ihrer Ansicht nach den Grundstein für den moralischen Verfall der Gesellschaft legten. Schönfeldt übt scharfe Kritik an den unmanierlichen Kommunarden. Über die Vorkriegszeit schreibt sie hingegen immer mit einer gewissen Sehnsucht.

Ihr Ideal von äußerer Form, gepaart mit innerer Haltung, wirkt gelegentlich antiquiert. Auch in ihrem Bedauern, dass ganz Deutschland auf das Jeansniveau verkommen sei, oder in ihrer klaren Unterscheidung zwischen dem angemessenen Verhalten von Mann und Frau ist sie nicht immer zeitgemäß. Befremdlich emotional fällt ihr Plädoyer gegen knappe Frauenkleidung und krautfreie Männerhalse aus. Ein falsch überliefertes Zitat aus der Antike bringt die Haltung der Gräfin auf den Punkt: „Über Geschmack lässt sich nicht streiten.“

Schönfeldts Anstandsbegriff hat zwar auch zu tun mit Moral und innerer Haltung, doch manifestiert er sich oft im Förmlichen. Vor allem für die alten Tischsitten hat Schönfeldt große Sympathie. In der Tischkultur, so zeigen ihre historischen Exkurse, spiegelt sich der Zustand der Gesellschaft.

Anekdotenreiche Kapitel wie jenes über Tischkultur, in denen Gräfin Schönfeldt weit ausholt und große Recherchearbeit leistet, sind die Stärke des Buches. Widmet sich Schönfeldt hingegen dem Gegenwartigen, schreibt sie oft an der Realität vorbei. Leicht angestaubt spukt das klassische Höflichkeits-Repertoire mit Knicks und Handkuss durch die Kapitel. Sie überschätzt die heutige Bedeutung der Form und lässt zudem oft die Trennlinie verschwimmen zwischen der Anstandslosigkeit derjenigen, die anderen mutwillig schaden, und jener, die Weingläser falsch anfassen oder beim Essen rauchen.

Auch malt Schönfeldt ein wenig differenziertes Bild der Jugend. Sie sieht sie als passive Opfer der Werbung, die sich über Piercings und Tätowierungen definieren und sich nur in Vulgaritäten äußern können. Dabei hält Schönfeldt schon „Pommes“ als Abkürzung von „Pommes de terre frites“ für Schrumpfsprache und stellt „Hallo“-Gesellschaften ein schlechtes Zeugnis aus. Ihre Argumentation, dass man sich einerseits nicht über Kinderschänder und Kinderprostitution erregen dürfe, wenn man gleichzeitig Dreizehnjährigen gestattet, sich wie Popstars oder Schauspielerinnen zu kleiden, geht an der Sache vorbei.

Schönfeldts Pochen auf die „Etiquette“ ist zwar gut begründet und im Einzelfall sehr gut nachvollziehbar. Auch lässt sie es an Kritik am eigenen Gegenstand nicht fehlen. Doch die eigentliche Kompetenz, die es zu vermitteln gilt, liegt nicht in der Beherrschung von Regeln, sondern in der Fähigkeit zur situationsabhängigen Reaktion – was übrigens auch schon Freiherr von Knigge erkannte. ANNIKA MÜLLER

Sybil Gräfin Schönfeldt: „Anstand“. Piper Verlag, München 2008. 224 S., geb., 16,90 €.



Wenn einst dies Geschlecht: die Schenken von Stauffenberg Alexander, Berthold und Claus im Garten des Lautlinger Schlosses, circa 1918

Abbildungen aus dem besprochenen Band

Keusch fast die Rede ihm floss

Das letzte Buch des Althistorikers Karl Christ ist eine Studie über Alexander von Stauffenberg, den Bruder der Verschwörer.

Es ist charakteristisch für den Verfasser, dass die „Einleitung“ zu seiner biographischen Studie über Alexander Schenk Graf von Stauffenberg bibliographischer Natur ist. Dass die heutigen Spezialforscher auf den Schultern von Riesen stehen, war das Grundgefühl, aus dem heraus Karl Christ, der wenige Tage vor seinem fünfundachtzigsten Geburtstag, dem kommenden Sonntag, verstorbene Marburger Althistoriker, die Geschichte seines Faches zu seiner Sache gemacht hat. Christ's personengeschichtlicher Ansatz, den Alexander Demandt gestern im Nachruf dieses Feuilletons hervorgehoben hat, entsprang seinem Empfinden für das Element persönlicher Leistung im Gelerntendasein, Leistung verstanden allerdings im moralischen, geradezu existentiellen Sinne. Am Anfang von Christ's Arbeit steht immer der Respekt vor den Vorarbeiten. In seinen Einleitungen werden die Nibelungen der arbeitsteiligen Wissenschaft gewürdigt, die die Hinterlassenschaften der Giganten edieren und interpretieren. Auch diese unberühmten Forscher verdienen zu erinnern zu werden. Im Überblick über die schmale Forschung zu Alexander von Stauffenberg, dem Zwillingbruder Bertholds, geboren 1905, der 1948 auf den althistorischen Lehrstuhl der Universität München berufen wurde und schon 1964 starb, ist die umfassendste Spezialstudie, die Christ herauszuheben hat, eine Leipziger Dissertation aus dem Jahre 1968. Dieses Detail erscheint wiederum charakteristisch. Christ hat sich schon früh in der ihm eigenen Gründlichkeit mit der Geschichtswissen-

schaft der DDR beschäftigt. Dabei waren ihm die wissenschaftsfeindlichen Prämissen des Staatsmarxismus zuwider; neben dem Interesse an einer Art Gegenprobe auf die Tragfähigkeit westlicher Ergebnisse etwa zur antiken Sklaverei leitete ihn wohl die Absicht des Nachweises, dass auch in diktatorischen Verhältnissen, die sich die Menschen nicht ausgesucht haben, gelehrte Leistungen entstehen.

Christ nennt die von Werner Berthold und Rigobert Günther betreute Doktorarbeit von Günter Katsch ein „eigenwilliges Werk“. Die Gegenstandswahl mag ins kämpferische Konzept der Parteihistoriker gepasst haben: Stauffenberg, in seinem Fach wegen seiner Treue zur Terminologie des George-Kreises ebenso ein Außenseiter wie in einer westdeutschen Gesellschaft, in der seine Brüder vielerorts ad als Verräter galten, war als Kritiker Adenauers und insbesondere der Wiederbewaffnung hervorgetreten und insofern das Gegenteil jener „Nato-Historiker“, als die Stauffenbergs Zunftgenossen von ihren DDR-Kollegen beschimpft wurden.

Aber Katsch hatte wohl, so scheint Christ vermutet zu haben, eigene Gründe, einer exzentrischen Gestalt wie Stauffenberg, die durch alle ideologischen und disziplinären Raster fällt, eine umfangreiche Monographie zu widmen. Neben der unübertroffenen Quellenbasis des Kapitels zu Stauffenbergs um die Figuren von „Dichter“, „Denker“ und „Täter“ kreisendem Geschichtsbild stellt Christ die Darstellung der politischen Aktivitäten des Münchner Ordinarius heraus. „Sie sind in Händen gehalten konnte, hat einen fragmentarischen Zug, die Darstellung nähert sich dem Aphoristischen.“

Doch dieser aussparende Stil ist dem Gegenstand kongenial. Graf Stauffenberg wird uns vorgestellt als das Urbild eines Aristokraten, dessen hochgewachsene Erscheinung wirklich den Schluss auf die

radeligen Tugenden des Freimuts und der Hochherzigkeit gestattete, der aber Distanz zu wahren wusste. Christ's Schilderung des Lehrenden im Kreis der Münchner Kollegen ist erkennbar aus persönlicher Anschauung geschöpft, aber nicht eigentlich anschaulich. Die Problematik dieser Persönlichkeit, die nach bürgerlichen Maßstäben ihrem Typus vielleicht zu sehr entsprach, ist gestaltet in einem Porträt, das der Germanist Rudolf Fahrner für die postume Ausgabe der Gedichte des künstlerisch begabtesten der Stauffenberg-Brüder verfasste. Dort heißt es in der Orthographie und Interpunktion des Kreises über Stauffenbergs Freunde: „Sie wissen von seinem starken verlangen nach anse-



„Und wie dir gebührte das einsame Ende der Helden“: Melitta Gräfin Stauffenberg

hen. geltung und wirkung und von seinem abtun aller ehren um eines reinen daseins willen.“ Christ stellt keine psychologischen Spekulationen an, sondern lässt die Tatsachen des Schicksals sprechen.

Melitta Gräfin Stauffenberg, Pilotin und Sturzflugforscherin, die wegen ihrer kriegswichtigen Arbeit vom „Führer“ 1941 „deutschblütigen Personen gleichgestellt“ worden war, wurde am 8. April 1945 abgeschossen. Christ kann aus den

Beständen des Instituts für Zeitgeschichte den Brief mitteilen, in dem ihr Mann 1952 die Umstände erläuterte, aus denen er geschlossen hatte, dass sie auf dem Weg zu seiner Befreiung war. Dass Alexander, nach dem 20. Juli in Sippenhaft genommen, nicht hingerichtet wurde, ließ das Gerücht aufkommen, seine Brüder hätten ihn in den Attentatsplan nicht eingeweiht, weil sie gefürchtet hätten, er würde sich unvorsichtig verhalten. Dieser in der Literatur herrschenden Meinung widerspricht unter Berufung auf den Sohn Caesar von Hofackers die Tochter Gudula Knerr-Stauffenberg in einem Gespräch, das im Anhang abgedruckt ist.

Geführt hat es nach den Anweisungen, aber nicht nach der Methode des Verfassers – die Oral History überließ Christ den Generationen, die auf seinen Schultern stehen –, der Beck-Lektor Stefan von der Laht. Die unheimlich eindringlichen persönlichen Auskünfte ergänzen Christ's objektive Zeichnung nicht zum ausgewogenen Bild; das wäre, der von der Tochter bezugten „Sehnsucht nach Harmonie“ zum Trotz, dem Grafen gar nicht angemessen. Christ's Buch regt dazu an, Peter Hoffmann's großes Dreibrüderbuch, Gerhard Brackes Biographie der Melitta Gräfin Stauffenberg und vor allem Alexander von Stauffenbergs Gedichte selber zu lesen. In seinem Zyklus „Der Tod des Meisters“ hat er die erste Audienz bei George festgehalten. „Erinnerung steigt: Stadt der Elisabeth / Am fuss des burgbergs graues dach: die ladung“. In dieser Stadt hat auch Karl Christ gewirkt, und für seine Schüler verbindet sich mit dem von seinem letzten Buch gestellten Problem, das der Bruder und womöglich doch Miteingeweihte des Hitler-Attentäters sein wissenschaftliches Werk der Verbindung von Macht und Dichtung im Tyrannen weichte, mit dem Gedanken, dass ihr durch und durch unpathetischer Meister im Streben eines Heldenverehrs ein Bild der eigenen Bemühungen erkennen konnte. PATRICK BAHNERS

Karl Christ: „Der andere Stauffenberg“. Der Historiker und Dichter Alexander von Stauffenberg. Verlag C. H. Beck, München 2008. 200 S., 16 Abb., geb., 22,90 €.

ANZEIGE

Halb so leicht ist doppelt schwer

Der sensationelle Auftritt des Cellisten Guido Schiefen in der Berliner Philharmonie

Nachdem er in einer 18-monatigen Diät sein Gewicht um 119 Kilo reduzierte, stellte sich der zur Weltklasse zu rechnende deutsche Cellist Guido Schiefen, begleitet von den Berliner Symphonikern unter Jorge Uliarte, am 16. März 2008 mit Jacques Offenbachs großem, hochvirtuos Cellokonzert in G-Dur („Concerto Militaire“) dem Berliner Publikum vor.

Die Internationale Stiftung zur Förderung von Kultur und Zivilisation, München, die sich neben der Aufführung unbekannter Kompositionen auch für die Verbesserung der Meinungsfreiheit einsetzt, veröffentlicht im folgenden, z.T. auszugsweise, Meinungen aus dem Publikum:

Ein schwingvolles Konzert – ein noch nie gehörter, meisterlicher Solist. Ich bin begeistert. J.D.

Die heutige großartige Überraschung war Offenbach. Großartig die Leistung des Cellisten und die vielstimmige Klangfarbe des Orchesters. N.N.

Ein großartiges Erlebnis! „Concerto militaire“ von J. Offenbach. Guido Schiefen beeindruckt mit seiner musikalischen, sensibel und äußerst ehrlichen Spielweise dieses für den Solisten höchst anspruchsvollen Werkes. Faszinierend sein „Bogenstaccato“ und die 16tel Läufe bis zum Stachel! Schade, ein viel zu massiv besetztes Orchester – dann ein Dirigent, der nicht in der Lage war, die Impulse des Solisten dem Orchester zu vermitteln. Herzlichen Glückwunsch an Guido Schiefen für diese phantastische Aufführung dieses völlig unbekanntes Werkes! H.Z.

Der Solo-Cellist war ein besonderes Erlebnis – er musizierte nicht – er war ganz die Musik. Für uns war er eine Entdeckung! Wir wünschten nur, ihn wieder hören zu dürfen. 4-köpfige Familie mit 94-jhr. Oma (!)

Phantastisch!! Leider keine Zugabe, schade! H.M.

Der Cellist Guido Schiefen überzeugte durch technische Brillanz. Erfreulich war auch, dass die erst 2004 von Hecks zusammengetragene und neu erarbeitete Fassung gespielt wurde. N.N.

Ein Höhepunkt war der Auftritt des Cellisten Guido Schiefen. Sein Können hat einen so mitgerissen, dass man von der Musik gefesselt wurde. H.H.

Das Attribut „grand“ für dieses sehr selten zu hörende Solokonzert ist bei einer Aufführungsdauer von insgesamt fast 50 Minuten ohne jeglichen Zweifel berechtigt. Guido Schiefen ist der geradezu halsbrecherischen Virtuosität dieses Werkes (nachdem anfänglich kleinere Nervositäten etwa hinsichtlich der Intonation in den Doppelgriffpassagen überwunden waren) mit atemberaubendem und stupendem Können in jeder Hinsicht gerecht geworden. Es war dabei sehr beglückend zu beobachten, wie er dieses Werk – dadurch, dass er jede Note wirklich ernst genommen hat – geadelt hat, so wie es dieses noch weitgehend unbekannte Offen-

bach'sche Oeuvre auch zweifelsohne verdient. Durch Guido Schiefens Leistung wurde dieser lange Nachmittag in der Berliner Philharmonie zu einem künstlerischen Ereignis von Rang. V.M.

Den Cellisten Guido Schiefen zu erleben ist ein Genuss, der noch lange nachklingen wird. Dieser Mann verkörpert eine Einheit von Gefühl, Musik und Hingabe, er lebt diese Musik. Ein Meister!! G.F.

Interessanterweise empfand ich das Orchester bedeutend besser als der Solist zu spielen begann. Als wäre der Funke von ihm auch etwas auf's Orchester übergegangen. N.N.

Nicht nur sein Blick auf die Musik hat sich verändert, Schiefen hat auch eine frische Sichtweise gewonnen. Fast könnte man behaupten, dass seine aktuelle Interpretation nicht reifer, sondern im Gegenteil weniger reif geworden ist. So als würde er alle Parameter wunderbar übertreiben – das Vibrato noch süßer, seine harten Striche noch ruppiger, die Übergänge noch flüssiger. Letzteres ist im Übrigen geradezu ein Markenzeichen seines heutigen Auftritts, in dem er zeigt, wie er die Pause zwischen zwei Noten genießt und dann voller Freude in die Passagen springt, in denen sein Cello in verschrobene,



Guido Schiefen 2006 und 2008



Fotos: Parwez, Fuchs, SZ-Archiv

atonale Gefilde abzuheben scheint. Und indem er die Grenzen dieser Technik verschiebt, katapultiert er Offenbach's Musik geradewegs ins 21. Jahrhundert.

Sein überschwämmer Stil wirkt fast ansteckend in den schnellen letzten Sätzen. Nach dem ersten Satz des „Allegro Maestoso“, erschallt plötzlich tosender Applaus, das Publikum gerät schier außer Kontrolle. Die Zuhörer sind diesem Mann dankbar, der zwar nicht der „coolste“ oder „hippste“ vorstellbare Interpret ist, der aber einen Wert verkörpert, der im aktuellen Kulturbetrieb nicht die höchste Priorität zu haben scheint: Enthusiasmus. Tobias Fischer, tokafi.com

INTERNATIONALESTIFTUNG ZUR FÖRDERUNG VON KULTUR UND ZIVILISATION
81541 München Gernersheimer Str. 24 Tel. 0 89/49 00 10 56 Fax 0 89/49 00 10 57
www.internationalestiftung.de